

Erfahrungen eines Referenten:

Brillant, nüchtern, volkstümlich

Klaus J. Stöhlker*

Brillante Referenten hat die Schweiz wenige; Bundesrat Kurt Furgler ist daran ebenso gescheitert wie alt Staatssekretär Prof. Dr. Franz Blankart. Beide zeichnen sich durch eine Feinheit und Eleganz der Argumentation aus, die einem grossen Zuhörerkreis selten zugänglich ist. Wirklich brillante Redner, wo sich Form und Inhalt miteinander glücklich verbinden, bewegen sich eher in Randgebieten der Gesellschaft. Sie treten an wissenschaftlichen Tagungen auf (Prof. Dr. Gottfried Schatz), sind auch nicht selten Unternehmensberater (Prof. Dr. Franz Jaeger, Prof. Dr. Fredmund Malik) oder an philosophischen Seminarien anzutreffen (C.P. Seibt und Niklaus Brantschen).

Die Brillanz kauft man lieber von aussen ein, vorzugsweise als anglo-amerikanische Denker, Schriftsteller, Diplomaten und Politiker. Das Prestige der Weltmacht USA überträgt sich auf deren mehr oder weniger intellektuelle Repräsentanten, die dann absolut gewöhnliche Dinge sagen dürfen, die man dem Vertreter des eigenen Landes nie abnehmen oder gestatten würde. Als die amtierende US-Botschafterin in der Schweiz, Pamela Pitzer Willeford, erstmals vor der Zürcher Wirtschaftsöffentlichkeit auftrat, äusserte sie sich im längsten Teil ihres Vortrags über ihre Qualitäten als Köchin und Managerin ihres Haushalts, was von den Zuhörern aus Wirtschaft und Politik als absoluter Affront betrachtet wurde. Höflicher Beifall war ihr gewiss, aber weitere freiwillige Einladungen, die nicht wirtschaftlich-diplomatischer Natur waren, blieben dann aus.

Ein Problem ganz anderer Art stellt sich den Vertretern der schriftdeutschen Sprache in der Schweiz. Der amtierende deutsche Botschafter in Bern, Frank Elbe, hat in Vorträgen mehrfach Flagge gezeigt und sich dort als Meister diplomatisch-spritziger Sprache gezeigt. Das Schweizer Publikum hörte ihm aufmerksam zu, blieb aber, mit Ausnahme der politischen Profis, die auf diesem Parkett Sicherheit zeigen, recht zurückhaltend, weil es die weit verbreitete Furcht davor zeigt, sich einem geübten Referenten zu stellen. Noch stärker kommt dies zum Ausdruck bei dem CEO der Winterthur-Versicherungen, Leonhard Fischer, dessen in der Jugend geschliffene politische Redeweise sich mit derartiger Geschwindigkeit entfaltet, dass ein Normalmensch einfach nicht in der Lage ist, ihm zu folgen geschweige denn, ihm Paroli zu bieten. Von Schweizer Zuhörern wird dann nicht der Intellekt der Ausführungen bewertet, sondern der Faktor „Sie haben es gut, Sie sind ja Deutscher“. Wer dahinter eine Schutzbehauptung vermutet, liegt vielleicht nicht ganz falsch.

Brillant erlebte ich kürzlich alt Bundesrat Arnold Koller, der mit Handnotizen eine Stunde über die Lage der Schweiz sprach: klar, illusionslos, analysierend und kommentierend, mit einem geistigen Abstand von seiner früheren politischen Aufgabe, welcher seinen frei vorgetragenen Ausführungen den richtigen Schwung gab. Das sind die Lieblingsredner des Landes, denen Respekt entgegengebracht wird. Sie verzichten auf jeglichen rhetorischen Überbau und bleiben nahe an der Sache. Kollege Dölf Ogi wird weniger wegen dessen geliebt, was er sagt, sondern aufgrund des „wie“. Die Schweiz, in vielem erstarrt und die Bürger von Ängsten geprägt, suchen die Botschafter eines „Rucks, der durch das Land gehen muss“, mindestens aber durch den Schweizer Sport unter besonderer Berücksichtigung des alpinen Wintersports.

Was Arnold Koller weiterhin trocken mit professoraler Präzision zelebriert, wird vom einst besten Rhetoriker des Landes, Dr. Christoph Blocher, heute vermisst, der angriffige Schlenker, der direkte Schuss auf den Gegner, das zertrümmernde Argument, verstärkt durch rollende Augen und an den Armen aufgekrempelte Hemdbünde. Der Rhetoriker Christoph Blocher liegt heute in den Fesseln der Funktion eines amtierenden Bundesrats. Seine Anerkennung stammt aus früheren Zeiten, Gipfelleistungen sind politisch nicht mehr korrekt. An seine Stelle ist Prof. Dr. Christoph Mörgeli getreten, der wegen seiner ätzenden Brillanz, die ihm nicht verweigert werden darf, von einer Minderheit geliebt, von einer Mehrheit der linken Mitte gehasst wird. Die Sozialdemokraten haben im Augenblick niemanden, der ihm rhetorisch gewachsen wäre. Die Ursache dürfte darin liegen, dass sie sich dem Stil der bürgerlichen „Normalos“ angepasst und dem Überschwang ihrer Revolutionsjahre abgesagt haben. Der Walliser Hotelier Peter Bodenmann donnert wie Zeus aus seiner Höhle und fliegt hie und da wie die Eule der Minerva bei Dämmerung aus in die Niederungen der politischen Landschaft. Er ist ein eklatanter Beweis dafür, dass Rhetoriker zwar gesucht, aber auch gefürchtet werden.

Christoph Blocher war, sowie er sich dem Volk aussetze, nie wirklich brilliant, ein Begriff, der ohnehin viel zu oft verwendet wird, sondern fand Beifall durch seine nüchtern-aggressive Haltung, die mit einer übersteigerten Begrifflichkeit Halt und Anklang fand in den Seelen seiner Zuhörer. Darin ähnelt er durchaus Ulrich Bremi, dem letzten grossen freisinnigen Politiker des ausgehenden 20. Jahrhunderts, der alleine schon mit seinen Rumpf- und Kopfbewegungen ganze Legionen von Gegnern aufscheuchen und vertreiben konnte. Bremi sprach ruckhaft, war stark in seinen dialektischen Wendungen und kultivierte sein rollend-gutturales „r“ als rhetorisches Markenzeichen.

Die nüchtern vortragenden Referenten sind in der Schweiz die Regel. Sie aufzuzählen, ist eigentlich zwecklos, da sie eine Rednerschule verkörpern, welche die Abwesenheit einer solchen beweist. An keiner Schweizer Hochschule wurde der Rhetorik während Jahrzehnten Aufmerksamkeit geschenkt. Die zum Teil berühmten Redner der Westschweiz, unter den Lebenden fällt keiner mehr auf und aus dem üblichen Rahmen, waren nach Paris hin ausgerichtet. Es sind die Anwälte, die welschen „maitres“, welche

diese Kultur der Rede noch am meisten pflegen, nicht anders als die Tessiner Anwälte, die heute mit Fulvio Pelli einen Vertreter gefunden haben, wo die Glut unter der Asche gelegentlich erkennbar wird.

Eine der volkstümlichen Messlatten für die Qualität einer Rede sind die Begriffe „tief“ und „oberflächlich“. Als tief gilt eine Rede beim meist unerfahrenen Publikum, wenn sie in der Begrifflichkeit des Schulwesens aufgebaut ist, vom allgemeinen ausgehend und dann das jeweils Spezifische ansprechend. Werden dazu noch Querverweise geliefert und anerkannte Autoritäten zitiert, wird das Qualitätssiegel der Tiefe gerne gewährt. Oberflächliche Reden werden dann angenommen, wenn der Referent mit Leichtigkeit an konkreten und aktuellen Fällen Tendenzen aufzeigt, die noch nicht in das allgemeine Bewusstsein eingedrungen sind. Stellt er dann mit eigenen Urteilen die Urteilskraft seiner Zuhörer infrage, Ironie und Zynismus sind dann doppelt falsch am Platze, wenden sich die Zuhörer gerne ab, um ihr sorgfältig aufgebautes Ich zu schützen. Der Beifall einer Minderheit, die zu folgen vermag, ist oft ein nur schwacher Trost.

Gibt es eine Zukunft der Rhetorik in der Schweiz? Ja, denn gerade neugierige Menschen, von denen es stets genügend gibt, fühlen sich von einer geübten Rhetorik angezogen. Filippo Leutenegger ist ein solcher Fall, wo die Freude an seiner Rhetorik das Erschrecken über einige seiner Botschaften knapp überwiegt. Otto Ineichen und Toni Brunner sind Nationalräte, die einen Saal zu füllen und zu begeistern mögen, wobei Verschleiss-Erscheinungen dann nicht zu übersehen sind, wenn die Inhalte sich nicht erneuern. Frauen haben einen ganz eigenartig gleichmässigen Stil entwickelt, der sich über die Unternehmen wie die Parteienlandschaft hinwegzieht: Gepflegte Sachlichkeit ohne überzogene Risiken ist für ihren Auftritt kennzeichnend

Also bleiben die guten Rhetoriker meist auf die Nebenschauplätze verbannt. Sie dürfen bei der Fasnacht und im privaten Kreis, aber auch dazu nur mit Mass, ihrer „unvernünftigen Lust“ huldigen. Strecken sie den Kopf nach oben, aus dem Dunstkreis der Enge hinaus, droht ihnen die Marthalerisierung des Intellekts. Er hat etwas zu sagen, muss sich aber bücken. Daraus entsteht der Basler Witz, der sich kräuselt wie die Locken des gescheiterten Zürcher Schauspielhaus-Direktors. Sogar der einst kräftige Berner Humor hat an Eleganz verloren und ist einer folkloristischen Derbheit gewichen, die sich in einem von den Ergebnissen der PISA-Studien geprägten Umfeld zu behaupten vermag.

Wie sehr sich die Bürger über gute Rhetorik freuen, zeigt der Erfolg des immerhin 70jährigen Harry Holzheu, der als Referent, Rhetoriktrainer und erfolgreicher Buchautor seit vierzig Jahren erfolgreich ist. Nicht nur seine Praxis ist überzeugend, auch seine Persönlichkeit ist es. Rhetorik und die Beschäftigung mit Kommunikation verleihen Vitalität. Oder ist es die Vitalität, die aus Menschen und Gesellschaften kommunizierende Körper macht?

Ein grosses Schweigen legt sich über die Landschaft. Der Gang durch die heimischen philosophisch-literarischen Zeitschriften vermag wenig zu befriedigen, da sie sich mehr mit Strukturen beschäftigen als mit den Aufbrüchen und wichtigen Veränderungen der heutigen Gesellschaft. Ist der Weltgeist, der vom 17. bis zum 20. Jahrhundert auch durch die Schweiz wehte, an andere Gestade weitergezogen? Es ist an den Menschen, darauf eine Antwort zu geben.

*Klaus J. Stöhlker ist Unternehmensberater für Öffentlichkeitsarbeit in Zollikon/ZH